

„Philipp — Philipp, höre mich! Ich sterbe, wenn du mich verlässest. Wen habe ich auch in der Welt, außer dir? O, mein Kind — wenn du mich liebst — und ich weiß, du liebst mich, Philipp — so verlaß mich nicht; oder wenn du ja fort mußt, so geh in keinem Falle auf die See.“

„Dringt Ihr deshalb so in mich,“ sagte der Sohn nach einer Pause mit leiser Stimme, „weil mein Vater auf dem Meere ertrunken ist?“

„O nein — nein!“ rief die Frau, in Thränen ausbrechend. „Wollte Gott —“

„Was sollte Gott wollen, Mutter?“

„Nichts — nichts. O, barmherziger Vater!“ entgegnete die Mutter, von ihrem Sitze heruntergleitend und an der Seite des Sofas niederknieend — eine Haltung, die sie einige Zeit in stillem Gebete beibehielt. Endlich nahm sie ihren Platz wieder ein und ihr Antlitz zeigte einen gefaßtern Ausdruck. Philipp, der inzwischen still und gedankenvoll geblieben war, redete seine Mutter an.

„Ich will Euch was sagen, Mutter. Seit ich mich erinnern kann, ist das Zimmer nebenan immer verschlossen, — warum dies geschieht, habt Ihr mir nie mittheilen wollen; aber ich habe Euch einmal sagen hören, als wir ohne Brot waren und nicht auf die baldige Rückkehr des Onkels rechnen durften — Ihr wart damals etwas verwirrt, Mutter, und —“

„Nun, Philipp, was hast du mich sagen hören?“ fragte die Mutter in bebender Angst.

„Ihr sagtet, Mutter, daß in jenem Zimmer Geld sei, das uns helfen könnte, und dann schriet Ihr wie im Wahnsinn und sagtet, daß Ihr lieber sterben als es angreifen wolltet. Nun, Mutter, was ist in jenem Gemache, und warum haltet Ihr es so lange verschlossen?“

Bei dem Beginn dieser Anrede schien die Frau wie ver-